

THEOLOGISCHE REVUE

122. Jahrgang

– Januar 2026 –

Reck, Norbert: Kein anderes Ufer. Die Erfindung der Homosexualität und ihre Folgen. Anstoß zu einer notwendigen Debatte. Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag 2024. 176 S., kt. € 20,00 ISBN: 978-3-7867-3357-7

Das von Norbert Reck vorgelegte Werk benennt argumentativ überzeugend, welche Mechanismen historisch und mental griffen, um *die* Homosexualität und *die* (Nicht-)Homosexuellen zu erfinden. Es geht um Identitäts-*Zuschreibungen*, um ein pathologisierendes „die – nicht wir“ bzw. um ein falsch kategorisierendes und um Abgrenzung bemühtes „wir – nicht die“. Wie aktuell diese schonungslosen Analysen sind, zeigen jüngste Äußerungen von Leo XIV. in seinem ersten großen Interview. Hier sprach er bezüglich ihrer sexuellen Praxis von Menschen, die „anders sind als wir“. Spätestens nach der Lektüre von Reck erkennt man, wie sehr die „wir – die“-Dichotomie unheilige und Schaden zufügende Strukturen fixiert und dringend überwunden werden müsste. Bedenklich, wie eigenartig das höchste Lehramt der Kirche hier (weiterhin schlecht) beraten ist. Sexuelle Praxis eignet sich nicht, um personal-identitäre Zuschreibungen zu machen.

Recks Debattenanstoß ist also leider notwendig. Anfangs reflektiert er die „Hölle der Abstraktionen“. Er wolle untersuchen, „wie die Begriffe ‚Homosexualität‘ und ‚Heterosexualität‘ entstanden sind, woher der Hass mancher Menschen auf die ‚Homosexuellen‘ kommt und warum es anderen wiederum so wichtig ist zu erklären, dass im Grunde alle ‚okay‘ sind, *nachdem* man einen Teil der Menschheit erstmal für anders erklärt hat“ [Hervorhebung des Vf.] (8). Abstraktionen führen zu Gruppenzuschreibungen, was „weder unschuldig noch neutral“ sei. Sex und Liebe zwischen Menschen des gleichen Geschlechts habe es zu allen Zeiten gegeben. Doch bis zu Beginn des 2. Jahrtausends sei dies nie als Thema bestimmter Gruppen („Homosexuelle“) reflektiert, als Identitätsmarker („Homosexualität“) oder als exklusiver Anspruch („nur so, nicht anders“) gesehen worden. Zunächst gibt Reck Hinweise auf biblische Hermeneutik.

In der Bibel werde plural gehandelt und verhandelt. Daher sei der Verweis auf diese oder jene (sichere) Norm unsachgemäß. Reck schöpft aus seiner reichen Kenntnis der exegetischen Forschung zu den einschlägigen Bibelstellen. Der Sodom-Erzählung (Gen 19,1–19) liegt der Grundkonflikt zwischen Einheimischen und Fremden zugrunde. Es gehe nicht um gleichgeschlechtliche Begierde (zumal die Antike die Vorstellung einer klar definierten Gruppe von Menschen mit bestimmten sexuellen Vorlieben nicht kenne), sondern um die Verurteilung sexueller Gewalt. Erst seit dem vierten Jh. werde diese Geschichte im Christentum allmählich „als Warnung vor gleichgeschlechtlicher Sexualität gelesen“ (32). In Lev 18 wird sexuelle Gewalt innerhalb der Familie thematisiert (sexueller Missbrauch von Abhängigen; 38). Lev 20 kritisiere „nicht das Geschlecht des Sexualpartners, sondern die Tatsache, dass mit diesem Sex eine Ehe gebrochen“ würde (39) – ganz gleich ob mit Mann oder

Frau. Paulus (Röm 1,22–31 und 1 Kor 6,9–10) sei das Konzept einer Gruppe von Menschen „mit gleichgeschlechtlicher Orientierung“ ebenfalls unbekannt gewesen. Er verurteile sexuelle Praktiken als Herrschaftsgebaren (Erniedrigung durch Penetration), die Verwirrung traditioneller Geschlechterrollen und generell die Fixierung auf sexuelles Begehren und Leidenschaften. Ihm gehe es um die von irdischen Begierden befreite Bindung an Christus (55). Wie wenig (gleichgeschlechtliche) intime Bindungen als solche problematisch waren, zeigten die Erzählungen über David und Jonatan und über Rut und Noomi. All diese biblischen Texte jedoch auf „Homosexualität“ hin zu lesen, zeuge von einem „Mangel an Unterscheidungsvermögen“, lenke von „patriarchalischer Gewalt“ ab und „diskriminiere gleichgeschlechtlich Liebende unter Berufung auf die Autorität Gottes“ (59).

Im Folgenden analysiert Reck die Stationen auf dem Weg der „Erfindung von Homosexualität“ – auch hier wieder in Kenntnis einschlägiger historischer Forschung. Die jüdische Tradition las Gen 19 nicht als Episode gleichgeschlechtlicher Lust und nutzte Lev 18 und Lev 20 nicht, um eine Gruppe „anders veranlagter“ Menschen zu charakterisieren. In den Evangelien erscheint Sodom als Beispiel für Gottes Strafgericht und nicht, um sexuelle Praktiken zu kennzeichnen. 2 Petr 2 und Jud 1,7 liegen auf der Linie paulinischen Lustvorbehalts. Erst in nachbiblischer Zeit verstand man die Sodom-Geschichte im Sinne sexueller Ausschweifungen (63). Bei Hieronymus begegnet der Ausdruck „Sodomiter“, wobei unklar sei, was genau gemeint ist. Und selbst bei Augustinus bleibt die „Schandtat wider die Natur“ fokussiert auf den gewaltsamen Ausbruch sexuellen Verlangens. Erst bei Gregor d. Gr. verdrängt die sexuelle Deutung die allgemeineren ethischen Auslegungen. Er baut Sodom in das moraltheologische Konzept der *luxuria* ein. Diese wird dann als eine der sieben Todsünden im Frühmittelalter fein ziseliert. „Sodomitisches“ Verhalten – nun also (auch) adjektivisch verwendet – sollte aufgespürt werden. „Noch immer aber war es ein *Tun*, keine *Wesensart*“ [Hervorhebung des Vf.] (65). Dies änderte sich mit Petrus Damiani. Sein „Liber Gomorrhianus“ (1049) geht davon aus, „dass gleichgeschlechtlicher Sex die Beteiligten *unauslöschlich* [Hervorhebung des Vf.] verändert. Dieser Sex macht sie zu ‚Anderen‘“ (67). Petrus schuf den Begriff „sodomia“. Ein Wesensmerkmal war geschaffen und mit ihm ein neuer, „*per se* sündiger Menschentyp“ [Hervorhebung des Vf.] (68). Kirchliches und ziviles Recht übernahmen Begriff und Straftat. In der Frühen Neuzeit etablierten sich besondere „Orte der Subkultur“ (74). Im Zusammenspiel von exzessiver Reflexion über sexuelle Praxis und introspektiver Sündenanalyse entstanden nun Vorstellung und Begriff „Sexualität“ als ein eigenständiger Bereich im Menschen, den man objektiv beschreiben, normativ beurteilen und subjektiv gestalten konnte. Dass Medizin und Biologie neuzeitlich die Leitwissenschaften wurden, hatte Auswirkungen auf gleichgeschlechtlich begehrende Menschen. Deren Disposition musste ja organische Grundlagen haben. „Entweder man war ‚so‘ veranlagt oder eben nicht. Und das beurteilte nun nicht mehr die Kirche, sondern ‚die Wissenschaft‘ mit unumstößlicher Gewissheit“ (78).

1869 schuf der Weinhändler Károly Mária Kertbeny in einer anonymen Schrift den Begriff „Homosexualismus“. Damit war „Homosexualität“ begrifflich in die Welt gebracht. „Als wissenschaftlich daherkommender Ausdruck spiegelt und transportiert er den biologistisch-medizinischen Geist des 19. Jahrhunderts mitsamt dem rassistisch-kolonialistischen Hang zur Einteilung der Menschen in verschiedene Sorten“ (80). Man war das moraltheologische Verdikt der „Sodomie“ los und bekam eine „Sondernatur“, die pathologisiert wurde (beginnend mit Alexander Morison 1840), ohne dass es auch nur „die geringsten neuen medizinischen Erkenntnisse“ gegeben hätte (82). Nun wurde objektiviert, was zuvor normativ gedeutet und (dennoch) alltagspraktisch

gestaltet worden war. Erst 1974 bzw. 1991 wurde „Homosexualität“ aus den weltweit gültigen Krankheitskatalogen gestrichen. Dennoch werde bis heute gesellschaftlich (und in der Selbstbeschreibung) an der Vorstellung von „Homosexuellen“ als einer fest umrissenen Gruppe festgehalten. Man argumentiert nun eben mit angeborener hormoneller Unregelmäßigkeit oder genetischer Eigenart. All dies ist wissenschaftlich nicht haltbar. Neben den von Reck angeführten Forschungsergebnissen (Ilka Quindeau, Heinz-Jürgen Voß, Erwin J. Haeberle) sei auf die Debatte um die genetischen Forschungen von Andrea Ganna verwiesen (<https://geneticsexbehavior.info/what-we-found/>). Den historischen Überblick schließen Recks Hinweise auf die „Abschiede von der Kategorie der Homosexualität“ ab: Sigmund Freud konnte zeigen, dass sich Begehren auf männliche wie weibliche Objekte richten können. Angeboren sei der „Trieb“, nicht dessen Ausrichtung. Alfred Kinsey zog aus seinen Forschungen den Schluss, „dass man sexualwissenschaftlich nicht sinnvoll von Homo- und Heterosexuellen sprechen könne“ (99). Auch die Soziologie bestätigt diese Perspektiven (Mary McIntosh, John Gagnon, William Simon, Guy Hocquenghem).

Reck plädiert abschließend entschieden dafür, gleichgeschlechtlich sexuelles Begehren nicht als „Veranlagung“ zu sehen, sondern einzig und allein als konkretes (und dann: spezifisches) Verlangen (108). Dieses Plädoyer betrifft auch das Selbstverständnis der LGBTIQ+-Bewegung und die „Institution der Heterosexualität“. Kategorisierendes Denken würde hier „nicht gesprengt, sondern lediglich erweitert“. Pointiert formuliert: „So gab es in der Bewegung der Lesben und Schwulen neben dem Kampf um gleiche Rechte immer auch die Idee der Identität – mit schwerwiegenden Konsequenzen. Während der Kampf um Menschen- und Bürgerrechte von einer grundsätzlichen *Gleichheit* aller Menschen ausging, wurzelte das identitäre Denken auf der Vorstellung der grundsätzlichen *Andersheit* der Lesben und Schwulen. [...] Schwule und Lesben bezahlen dafür mit der Einwilligung in die fortwährende Selbstdiskriminierung als wesensmäßig Andere, und machen der Mehrheit das Geschenk, unhinterfragt heterosexuell sein zu dürfen“ [Hervorhebung des Vf.] (122f).

Reck macht sich die Forschungen der Psychoanalytikerin Ilka Quindeau zu eigen: Sexuelle Lust sei nicht angeboren, sondern entstehe von frühester Kindheit an aus komplexen Interaktionen mit anderen Menschen. Zudem seien spätere Interaktionen zu allen Phasen des Lebens prägend und für konkretes sexuelles Begehren bestimmend. Nicht mehr (und nicht weniger).

Recks spannend zu lesende Rekonstruktion der Erfindung der Homosexualität ist ein leidenschaftliches Plädoyer gegen dichotome Kategorisierungen. Wie in anderen Werken auch beschreibt er sprachlich gewinnend komplexe Entwicklungslinien. Seine Darlegungen laden ein, ähnlich auch mit anderen Sicherheiten unseres Denkens umzugehen. Eine Pflichtlektüre!

Über den Autor:

Jörg Seiler, Dr., Professor für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Erfurt (joerg.seiler@uni-erfurt.de)